

KATHLEEN WEISE

*Im Land  
des Woodoo  
Mondes*

*Planet Girl*

*Die Idee zu dieser Geschichte kam mir während einer Voodoo-Ausstellung in Berlin, die ich gemeinsam mit einer Freundin besuchte. Als ich vor einem Spiegel stand, durch den man angeblich Kontakt zu Luzifer aufnehmen kann, trat eben diese Freundin neben mich, und ich flüsterte ihr zu: »Wenn der Teufel gerade auf mich aufmerksam geworden ist, weil ich in dieses Ding geschaut habe, dann hängst du jetzt auch mit drin.«*

*Worauf sie gelassen antwortete: »Dafür sind Freunde ja da.«*

Dieses Buch ist also für Sandra Pinkert – weil sich echte Freunde mit dir gemeinsam dem Teufel stellen.



*Im Jahr 1697 tritt Spanien das westliche Drittel der Karibikinsel Hispaniola an Frankreich ab. Dieser Teil heißt fortan Saint-Domingue und wird in den darauffolgenden Jahrzehnten zur reichsten Kolonie der Welt. Wichtigstes Handelszentrum ist die Hafenstadt Le Cap, die eigentlich Cap Français heißt.*

*Der sagenhafte Reichtum von Saint-Domingue gründet sich vor allem auf die Ausfuhr von Zucker, Kaffee und Tabak. Doch die Zuckerrohrplantagen sind für all jene, die unter den schwierigen klimatischen Bedingungen auf den Feldern schuften müssen, die Hölle auf Erden.*

*Jedes Jahr werden ungefähr zwanzigtausend afrikanische Sklaven von Menschenhändlern auf die Insel verschleppt, denn auf den Plantagen überleben die meisten von ihnen nur drei bis vier Jahre. Sie sterben an Hunger, Erschöpfung und Folter.*

*Herrscher der Insel sind die sogenannten Grand Blancs, weiße Plantagenbesitzer, die mit unmenschlicher Härte das Schicksal ihrer »Neger« lenken.*

*Doch nicht alle französischen Eigentümer leben auch in der Kolonie. Häufig stellen sie lediglich einen Verwalter ein,*

*der in ihrem Namen die Plantage verwaltet. Über die tatsächlichen grausamen Zustände in Saint-Domingue machen sie sich kaum Gedanken, denn unter den vermögenden Franzosen gilt »die Perle der Antillen« als ein Ort, an dem man zwar noch reicher werden, aber nicht leben kann.*

*Diesen Grand Blancs stehen die Petit Blancs gegenüber, Weiße, die sich unter anderem als Handwerker, Händler und Beamte auf der Insel verdingen, allerdings auch als Abenteurer und Verbrecher. Obwohl sie über sämtliche politischen Rechte freier Bürger der Kolonie verfügen, fehlt den Petit Blancs in den meisten Fällen das nötige Vermögen, um sich mit den Plantagenbesitzern auf eine gesellschaftliche Stufe zu stellen, was zu Neid und Missgunst führt.*

*Ganz anders verhält es sich dagegen mit den freien Muttelatten, häufig Kinder von farbigen Sklavinnen und ihren Herren. Einige von ihnen sind sogar selbst Plantagenbesitzer. Sie verfügen oft über ein gutes Einkommen, es fehlt ihnen jedoch an politischen Rechten und Entscheidungsgewalt. Damit nehmen sie eine Sonderstellung innerhalb der Gesellschaft ein.*

*Ganz unten im sozialen Gefüge steht die halbe Million Sklaven, die für ihre Herren nicht viel mehr als Arbeitstiere sind und auch dementsprechend behandelt werden. Immer wieder kommt es zu Aufständen gegen diese Unterdrückung und das Elend, das die Insel beherrscht, aber diese werden blutig niedergeschlagen.*

*Noch können die Grand Blancs ihre Herrschaft über die Insel verteidigen, doch die Spannungen zwischen den Be-*

*völkerungsschichten wachsen. Besonders zwischen den freien Mulatten und den Petits Blancs, die sich durch die Mulatten in ihrer Stellung bedroht fühlen. Außerdem flüchten immer mehr Sklaven von den Plantagen in die Berge. Wer auf einer solchen Flucht gefasst wird, überlebt seine Gefangennahme meist nicht.*

*Aber die Zeiten ändern sich.*

*In Frankreich werden die Stimmen nach einer Revolution lauter, die bis in die Kolonien zu hören sind, und im Frühjahr 1789 gleicht Saint-Domingue einem Pulverfass, das jeden Moment zu explodieren droht ...*

## Prolog

Die Trommeln raubten Éloise den Verstand. Das dumpfe Schlagen drang ihr bis ins Innere und übertrug sich auf ihre Eingeweide, als bestünde die Oberfläche ihres Herzens selbst aus Trommelhaut. Flimmernde Luft, schwarze Leiber und der schwere Duft von Orchideen bildeten einen Kokon, der sie einhüllte und aus dem es kein Entrinnen gab.

*Tam-tam-tam.*

Sie sah nichts mehr außer den wirbelnden Röcken, die einen sich windenden und zuckenden Farbreigen bildeten. Glutrot, safrangelb und ozeanblau zogen die Kreisel an Éloise vorüber, und immer wieder berührten die Rocksäume ihre Beine.

Sie spürte Hände, die sie streiften, und Schultern, die sie hin und her schoben, tiefer hinein in den Strudel aus Musik und Tanz. Dagegen wirkte selbst der Sprung über das Johannisfeuer daheim auf den Wiesen vor Nantes wie ein harmloses Kinderspiel.

Noch nie hatte Éloise diese Art von Tanz gesehen, er war ausgelassen und frivol. Nackte Arme und Beine, auf denen der Schweiß glänzte, hoben sich, als besäßen

sie ein Eigenleben. Die Körper bogen sich in seltsamen Verrenkungen. Sie alle folgten dem Rhythmus der Trommeln, der sie in ihren Bann schlug.

*Tam-tam-tam.*

Immer schneller und wilder.

Éloise konnte nicht sagen, wie sie in dieses Spektakel geraten war – in einem Moment lief sie noch neben Tanguy durch die Straßen von Le Cap und im anderen Moment stand sie inmitten einer Horde Sklaven, die sich wie Verrückte gebärdeten. Nirgendwo konnte sie einen Weißen sehen, und selbst die Mulatten, die sich sonst wie jene verhielten und Kleidung nach französischer Mode trugen, rissen ihre Hüte vom Kopf und tanzten barfuß über den kleinen staubigen Platz abseits der Hauptstraße. Wohin Éloise sich auch wandte, erhob sich vor ihr eine Mauer aus Sklaven, die sich ganz der Musik hingaben und wie berauscht auf nichts mehr achteten.

Unsanft stieß sie mit einem Mann zusammen, der sie an den Ellbogen fasste und ihr ins Gesicht starrte, als sei Éloise eine Erscheinung. Dabei übertrugen seine Finger eine brennende Hitze auf ihre Haut. Er war nicht viel größer als sie, schwächlich, mit ausgehöhlten Wangen und einer Brandnarbe im Gesicht, die es ihm unmöglich machte, das linke Auge vollständig zu öffnen. Sie hob sich merkwürdig rosa gegen seine schwarze Haut ab. Er war in einen alten, löchrigen Rock gekleidet, dessen Ärmelaufschläge bereits Fäden zogen, der aber vor langer Zeit einmal einem eleganten

Herrn gehört haben musste, denn er war aus kostbarem Brokatstoff, dessen Silberstickereien in der Sonne glänzten. Aber das war nicht das Auffälligste an seinem Aufzug. Um den Hals trug der Mann eine Kette, an der Muscheln, winzige Holzfiguren und kleine Tierschädel hingen. Auch eine getrocknete Schlangenhaut wand sich um das lederne Band, das er sich in mehreren Reihen um den Hals geschlungen hatte. Die Schädel klaperten gegen das Holz und bildeten eine eigene Melodie im Rhythmus der Trommeln.

*Klack-klack-klack.*

Auf ihrem Gesicht konnte Éloïse seinen Atem spüren und den Rum darin riechen, dem er bereits reichlich zugesprochen hatte. *Der Teufel*, dachte sie und versuchte panisch, sich von ihm loszureißen, aber er hielt sie fest und redete auf sie ein. Sie verstand kein einziges Wort. Die Sätze prasselten auf sie ein in dieser merkwürdigen Sprache, derer sich die Menschen hier bedienten und die manchmal wie Musik klang, wenn sie schnell gesprochen wurde – eine Melodie, die verzaubern und willenlos machen sollte.

»Les morts et les mystères ...«, drang es aus dem Mund des Sklaven. Es war gebrochenes Französisch, das wie eine Drohung klang.

*Die Toten und die Geheimnisse.*

Einem Tier in der Falle gleich versuchte Éloïse zu entkommen. Sie zog und zerrte, aber es nützte nichts, sein Griff um ihre Arme verstärkte sich nur, und je mehr sie zog, desto fester packte er sie. Niemand um sie



herum schien von ihnen Notiz zu nehmen, niemand kam ihr zu Hilfe oder schaute sie auch nur an.

Als wären sie unsichtbar.

Ein Schrei löste sich aus ihrer Kehle; Tanguys Namen – immer wieder stieß sie ihn aus, in der verzweifelten Hoffnung, dass er sie hören würde.

Ihre Hand tastete nach der durchstochenen Münze, die sie an einer goldenen Kette um den Hals trug und die das letzte Geschenk ihrer Mutter gewesen war. Ohne es zu merken, hielt sie dem Schwarzen die Münze mit dem Königsprofil entgegen, wie ein Kreuz, das vor Dämonen schützen sollte.

Da endlich ließ er sie los, doch nur, um selbst nach seiner Kette zu greifen und sie sich mit diesem furchtbaren Klappern über den Kopf zu zerren.

Wütend schüttelte er Éloise die Faust entgegen, so dass sie das Ende der Kette beinahe im Gesicht traf. Dabei bewegten sich seine Lippen weiter in einem zornigen Crescendo. Erschrocken taumelte Éloise nach hinten. Sie stürzte, hob die Hände, um sich vor den stampfenden Füßen zu schützen, und zog die Knie an, während sich der Kreis der tanzenden Leiber noch enger um sie schloss und die Trommeln immer wieder zu ihrem hypnotischen Rhythmus ansetzten.

*Tam-tam-tam.*

Éloise kam es vor, als würde sich ihr Mieder von selbst noch enger um sie schnüren. Die Luft blieb ihr weg und die Fischbeinstangen des Mieders drückten unnachgiebig auf die Lunge. Am Rand ihres Gesichts-

feldes blitzten Sterne auf, gefolgt von Schwärze, die von den Seiten näher kroch, während das dumpfe Schlagen der Trommeln und der Gestank nach Rum Éloise in die nahende Ohnmacht begleiteten ...

Doch plötzlich wurde sie fortgerissen, Arme umfassten sie und hoben sie hoch. Der Schrei blieb ihr in der Kehle stecken, denn unter den Fingern spürte sie das weiche Leder einer alten, abgetragenen Weste.

»Tanguy«, flüsterte sie und hörte noch, wie er antwortete: »Ich bin hier«, bevor die Schwärze sie gänzlich eingeholt hatte und sie dankbar in ihr versank. Jenseits der dunklen Wand war das Schlagen der Trommeln nicht mehr zu hören ...

*Nur wenige* Tage nach ihrer Ankunft auf der Insel Saint-Domingue durchzogen Éloises dunkelbraunes Haar bereits von der Sonne ausgebleichte Strähnen. Die in Locken gelegte Frisur war einem einfachen Knoten gewichen, doch selbst darunter bildete sich noch Schweiß und floss ihr den Nacken hinunter. Inzwischen sah sie aus, als hätte jemand ihre Haut mit Eigelb eingestrichen, denn genau wie Brote im Ofen hatte sie unter der Gluthitze Farbe angenommen.

Nach nur einer Woche auf dieser Insel am Ende der Welt erkannte sie sich im Spiegel kaum wieder.

»Wenn das so weitergeht, werdet Ihr eines Tages genauso aussehen wie Honoré«, sagte Tanguy, der Vertraute ihres Vaters, als er bemerkte, wie sie sich mit den Fingerspitzen vorsichtig über die Wange fuhr und in dem alten, beschlagenen Spiegel die seltsamen Veränderungen betrachtete, die die Sonne mit ihr anstellte.

Irritiert blinzelte sie. »Glaubst du wirklich, dass wir irgendwann so werden wie diese Schwarzen?«, fragte sie. Ihre Erzieherin, Madame Cigny, hatte zwar behauptet, dass es nicht möglich sei, die Hautfarbe zu wechseln,

aber wer wusste schon, was in diesem seltsamen Land alles geschehen konnte.

Lachend hob Tanguy den letzten Koffer auf, um ihn nach unten zu tragen. »Ich glaube nicht, dass Ihr Euch darüber Gedanken machen müsst, Éloïse. Wenn es so wäre, müssten ja auch die Herren aus der Kolonialversammlung bereits schwarz bis zu ihren Nasenspitzen sein.«

In seinen breiten Händen sah der große Reisekoffer aus, als würde er nichts wiegen, dabei lagen in ihm das tragbare Fernrohr, mit dem Éloïse seit Jahren die Sterne beobachtete, die Planetenmaschine und das Tafelsilber der Familie de Bouillé, das sie aus Frankreich mitgebracht hatten. Als er den Raum verließ, musste er sich bücken, um nicht am Türrahmen anzustoßen. Obwohl es noch nicht einmal Mittag war, hatte sich sein Hemd am Rücken bereits vom Schweiß dunkel gefärbt und das dunkelblonde Haar klebte ihm in feuchten Strähnen im Nacken. Von ihnen allen ertrug er die Hitze trotzdem am besten, denn als er noch zur See gefahren war, hatte er auch die Länder auf dieser Seite des Ozeans kennengelernt; für ihn war die sengende Sonne eine alte Bekannte, die über die Jahre nichts an Kraft verloren hatte.

Lediglich die Stirn wischte er sich hin und wieder mit seinem roten Taschentuch ab und sein Hemd war weiter aufgeknöpft, als er es daheim in Frankreich des Anstandes wegen gewagt hätte. Darunter kam die gezackte Narbe über seinem Herzen zum Vorschein, die er bei ei-

ner Messerstecherei im Hafen von La Rochelle davongetragen hatte – halb verdeckt vom Bild des heiligen Nikolaus, dem Schutzpatron der Seeleute, das mit Tinte in Tanguys Haut gestochen war.

»Ein Halunke von einem Seemann«, flüsterte Éloïse in die Stille des leeren Raums und wiederholte damit nur die Worte, die ihr Vater gern scherzhaft für seinen treuesten Diener verwandte.

Seit siebzehn Jahren stand Tanguy im Dienst der de Bouillés, und als Éloïses Vater nach dem Tod ihrer Mutter beschlossen hatte, in die Kolonien aufzubrechen, war Tanguy dem Marquis auch dorthin gefolgt. Zum Glück, wie es schien, denn bereits kurz nach ihrer Ankunft auf dieser seltsamen Insel hatte er Éloïse gerettet, nachdem sie mitten hinein in eine *Calenda* geraten war. Eines jener wilden Feste, die die Schwarzen auch in der Öffentlichkeit veranstalteten und mit denen sie ihre Geister, die *Loa*, ehrten. Das Ganze war ein entsetzliches Spektakel gewesen, und beim Gedanken daran, was hätte passieren können, schauderte Éloïse.

Noch immer klangen ihr die zornigen Rufe des Schwarzen mit der Schädelkette in den Ohren, und wenn sie die Augen schloss, sah sie die klappernden Tierschädel vor sich. In seinem Gesicht hatte sie kein Mitgefühl gesehen, nur lodernde Wut – und die hatte ihr gegolten.

Nach diesem Vorfall war sie nicht mehr aus dem Haus gegangen. Während sich ihr Vater in der Kolonialversammlung den anderen Grand Blancs vorstellte,

um Kontakte für zukünftige Geschäfte zu knüpfen, beobachtete Éloise vom Fenster aus die Stadt, die sich wimmelnd und lautstark unter ihr ausbreitete. Stundenlang lauschte sie den Stimmen, die an ihr Ohr drangen, während die Schatten an den Wänden länger wurden und seltsame Figuren bildeten. Ganze Landschaften entstanden dort auf den Tapeten im roten Licht der vergehenden Nachmittagsstunden; manchmal der bretonische Wald mit seinen hohen Bäumen und manchmal die Straßen von Nantes, die Éloise so gut kannte. Dann hatte sie für einen Moment lang wieder den Geruch von Asche, Parfüm und Färbemittel in der Nase gehabt.

Wenn sie aber blinzelte und in die Wirklichkeit zurückkehrte, hatte stattdessen das Meer die Luft von Saint-Domingue mit seinem Geruch erfüllt, ebenso wie die taufeuchte Erde und die schweren Orangenblüten. Das Klackern der tausenden Absätze auf den Straßenpflastern von Nantes war hier nur noch eine ferne Erinnerung. Viele Bewohner von Le Cap, von denen die meisten Mulatten und Schwarze waren, liefen barfuß über die Wege aus festgestampfter Erde, und dieses stetige *Patt-patt-patt* nackter Füße erinnerte Éloise an die Trommeln der Sklaven.

Sie hatte so viele Stunden an diesem Fenster verbracht, dass sie inzwischen sogar erkennen konnte, wer gerade von Bord eines Schiffes kam und wer schon mehrere Monate auf der Insel lebte. Ganz gleich, welcher Schicht sie angehörten, mit der Zeit machten sich

die Kolonisten alle jenes eingefärbte Französisch zu eigen, in das sich kreolische Sprachfetzen mischten, und auch ihr Gang passte sich dieser Melodie an. Er wurde weicher und wiegender.

Obwohl Tanguy ihr versicherte, dass sie mit ihm an ihrer Seite auf den Spaziergängen sicher sei, konnte sich Éloïse nicht überwinden, noch einmal in das Gewühl der Stadt einzutauchen. Die engen Gassen von Le Cap bedrückten sie genauso wie die Gedanken an daheim.

Seufzend sah sie sich ein letztes Mal in dem kleinen Zimmer um. In dem Salon stand nun nichts mehr außer einem blauen Sofa und einer Kommode mit Spiegel.

Beides gehörte dem Besitzer des Hauses, einem gewissen Monsieur Robert, der vor fünfzehn Jahren in die Kolonien gekommen war und es offenbar verstanden hatte, sein Glück zu machen. Er besaß im französischen Teil der Insel mehrere Häuser, von denen er ihnen eines für die Dauer ihres Aufenthaltes in Le Cap überlassen hatte. Gegen eine unverschämte Summe Gold, verstand sich. Aber Éloïses Onkel hatte Monsieur Robert in seinen Briefen nach Frankreich als vertrauenswürdigen Mann empfohlen, der sich nach ihrer Ankunft um sie kümmern werde; daher waren sie auf das Angebot eingegangen.

»Mademoiselle«, sagte plötzlich eine raue Stimme von der Tür her und unterbrach ihre Gedanken. »Euer Vater erwartet Euch.«

Erschrocken drehte sich Éloïse um und konnte nicht

verhindern, dass ihr nach all diesen Tagen noch immer ein Schauer über den Rücken lief, wenn sie Honoré erblickte. Lautlos wie eine Katze war der Diener von Monsieur Robert hinter ihr aufgetaucht.

Honoré war der erste Schwarze gewesen, den sie je in ihrem Leben zu Gesicht bekommen hatte. Die Haut des Sklaven war so dunkel wie die heiße Schokolade, die am *Place de Grève* in Paris verkauft wurde, dazu war er mindestens zwei Köpfe größer als Éloise und seine Schultern waren sogar noch breiter als Tanguys. Wenn er sprach, blitzten die Zähne zwischen seinen Lippen wie ein gefährliches Raubtiergebiss auf. Monsieur Robert hatte ihn in den Hafen geschickt, um sie mit einer Kutsche abzuholen. Wie alle Sklaven vermied es Honoré, Éloise direkt anzusehen, weil es ihm verboten war. Trotzdem wurde sie das Gefühl nicht los, dass sein Blick ihr folgte, sobald sie den ihren von ihm abwandte. Die Art, wie er, ohne ein Geräusch zu verursachen, über die Dielen lief, war ihr unheimlich. Es erinnerte sie an die jagenden Luchse im Unterholz.

Über ihre Furcht hatte ihr Vater nur gelacht und gemeint, sie würde sich schon daran gewöhnen, schließlich sei es ihrer Mutter vor siebzehn Jahren auf der Hochzeitsreise nach Saint-Domingue genauso ergangen. Und auch sie habe sich irgendwann an den Anblick all dieser Schwarzen gewöhnt.

*Aber nicht genug, um noch einmal hierher zurückzukehren*, dachte Éloise bitter, als sie langsam die breite Holzterrasse nach unten ging, während Honoré am obo-



ren Ende stand und ihr nachsah. Steif wie eine Statue, da war sie sich sicher. Sein Blick brannte ihr im Rücken, und am liebsten wäre sie vor ihm davongelaufen. Aber das tat sie nicht. Er war nur ein Sklave, wovor sollte sie also Angst haben? Es war lächerlich.

Ihre Schritte hallten laut in der Stille des Flurs wider. Am Fuß der Treppe drehte sie sich noch einmal nach Honoré um, und zum ersten Mal in all den Tagen trafen sich ihre Blicke – und Éloise erschrak. Hastig machte Honoré mit der rechten Hand das Kreuzzeichen und senkte die Lider.

Der Sklave hatte sie angesehen wie einen Geist.

Eine nervöse Unruhe befiel sie. Nur mühsam konnte sie sich von ihm losreißen und weitergehen. Erst als sie im Flur ankam und seine Gestalt durch die breite Flügeltür verdeckt wurde, gelang es ihr, sich abzuwenden. Etwas an seinem Gesichtsausdruck hatte sie zutiefst verstört – mehr noch, als es die letzten Tage schon der Fall gewesen war. Ihr war nicht entgangen, dass sein Blick wie fieberhaft auf ihrer Kette mit der Münze gelegen hatte, und dieser Gedanke verursachte ihr eine Gänsehaut, ohne dass sie wusste warum.

Fröstelnd trat sie ins Freie, wo sie die Sonne und der Lärm der Straße mit voller Wucht trafen. In der gleißenden Helligkeit, die sie blendete, hoben sich dunkle Schemen gegen die flirrende Luft ab. Hinter der Kutsche zog der Menschenstrom vorüber, Geschwätz drang wie Summen an Éloises Ohr, und in der Ferne knallten Peitschenhiebe, die vielleicht ein Fuhrwerk antrieben.

»Beeil dich, Kind, alles wartet nur auf dich«, brummte ihr Vater mürrisch neben ihr und reichte Éloise die Hand, um ihr in die Kutsche zu helfen. Dabei hatte er die braunen Augen, die ihren so ähnlich sahen, unwillig ein Stück zusammengekniffen.

Als sie auf dem unbequemen Polster Platz genommen hatte und auch Tanguy eingestiegen war, klopfte ihr Vater mit dem silbernen Griff seines Degens gegen die Rückseite des Kutschbocks, und das Gefährt setzte sich rumpelnd in Bewegung.

Éloise warf einen letzten Blick zu dem Fenster im ersten Stock empor, in dem die Sonne die Glasscheibe zum Gleißeln brachte und förmlich darin zu explodieren schien. Einen Herzschlag lang glaubte sie, dahinter einen Schatten wahrzunehmen, aber vielleicht war das auch nur Einbildung. Im blendenden Licht konnte man seinen Augen nicht immer trauen.

Die Sicherheit dieses Hauses blieb nun in Le Cap zurück, während ihr Vater sie tiefer ins Innere der Insel führte. Als wäre Éloise ein Gegenstand, den man willkürlich verrücken konnte. Von Frankreich an die Küste dieser gottlosen Insel und weiter hinein ins Unbekannte.

Was ihre Mutter wohl dazu gesagt hätte, dass er nun nach Saint-Domingue zurückkehrte? Ausgerechnet auf jene Insel, von der sie noch jahrelang Albträume gehabt hatte, aus denen sie schreiend erwacht war. Schweißgebadet und fiebrig ...

Bedrückt griff Éloise nach der Münze, die sie an einer

Kette um den Hals trug und die früher einmal ihrer Mutter Béatrice gehört hatte. Unter ihren tastenden Fingern blieb das Metall trotz der Hitze merkwürdig kühl.

In Frankreich war sie nie abergläubisch gewesen, aber jetzt packte Éloise zum ersten Mal in ihrem Leben so etwas wie eine böse Vorahnung. Fast hätte sie gerufen: Haltet an, wir dürfen die Stadt nicht verlassen! Doch sie gab dem Impuls nicht nach. Ihr Vater würde ihre Unruhe nur auf überspannte Nerven zurückführen und ihr beruhigend die Hand tätscheln, als wäre sie noch ein kleines Mädchen. Dabei wollte sie kein Feigling sein, denn Tanguy behauptete immer, Feigheit wäre nur etwas für Mäuse und Engländer im Angesicht hungriger Katzen und französischer Soldaten.

Aber Éloise war weder das eine noch das andere. Sie durfte sich von dieser Insel und der brennenden Hitze nur nicht verrückt machen lassen, das war alles.

Langsam ließ sie die Kette wieder unter das Hemd gleiten, und während die Straßen von Le Cap an ihnen vorüberzogen, legte sie die Hand auf die Stelle des Stoffes, unter der die Münze verborgen ruhte.

Doch in ihrem Kopf hörte sie noch immer das dröhnende *Tam-tam-tam* der Trommeln.